

Juni/2009

Rede zur Pädagogischen Fachtagung

Spielend lernen in jedem Alter

Unter Verwendung des Buches „Damals das Meer“
von Meg Rosoff (Carlsen 2007)

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, liebe Eltern und Gäste,

ich freue mich sehr, sie zu unserer Fachtagung zu begrüßen. „Achtung spielende Kinder, lernende Kinder“ warnt uns der Titel auf dem Flyer. Ist es wirklich so klar, dass spielende Kinder lernen? Oder stehen nicht viele Erwachsene dem Spielen der Kinder eher skeptisch gegenüber? (Zille -Bild)

„Macht keinen Unsinn, seid nicht so laut, lasst die Büsche ganz, tönt es über manch einen Hof in Berlin. Klettert nicht auf die Mauer, räumt ja wieder auf...“ Dies und noch vieles mehr müssen sich auch heute noch Kinder anhören, die Drinnen wie Draußen ins Spiel vertieft sind.

Nicht alle Erwachsenen sind der Meinung, dass Spielen auch Lernen ist. Viele gehen davon aus, dass das Spiel Fantasiehandeln und Einspinnen in unwirkliche Welten ist. In dem Entweder-Oder-Denken der Menschen wird dann das Spiel der Fantasie und das Lernen der Wirklichkeit zugeordnet und beides wird sauber getrennt.

Vielleicht ist dies auch der Grund dafür, dass Erwachsene glauben, mit den Spielen der Kinder nicht viel zu tun zu haben. Kinderkram, mag manch einer denken. Wer spielt, ist eben in Fantasiewelten unterwegs und das ist doch typisch für Kinder.

Aber das Spielen in Fantasiewelten übt das Verhalten in realen Situationen. Deshalb gibt es für uns KLAX- Pädagogen dieses Entweder-Oder nicht. Wir behaupten im Spiel kommt Fantasie zum Tragen und das ist gut so, denn Fantasie bildet den notwendigen Schutzraum, um für das wirkliche Leben zu lernen. Wer spielt, der lernt und darum spielen wir viel. (Poster)

Den Schutzraum der Fantasie benötigt der 16jährige Hilary ganz besonders. Er wird von seinen Eltern in ein Internat im England der 1960iger Jahre verfrachtet:

Bei unserer Ankunft in St Oswald, der Internatsschule für Jungen, lag die Küste vollkommen im Nebel. Selbst hier, ein gutes Stück landeinwärts, war der Dunst undurchdringlich; unsere weißen Scheinwerfer erhellten lediglich die Tatsache, dass wir nichts sehen konnten. Vater kauerte über dem Lenkrad und steuerte das Auto Meter für Meter vorwärts.

Wahrscheinlich wären wir vom englischen Festland direkt ins Meer gefahren, wäre da nicht ein Junge gewesen, der am Schuleingang gelangweilt eine Taschenlampe hin und her schwenkte.

Vater hielt vor dem Hauptgebäude, zog die Bremse, holte meine Tasche aus dem Kofferraum und wandte sich, in einer Haltung, die seiner Ansicht nach vermutlich soldatenhaft war, mir zu.

»Nun«, sagte er. »Da ist es.«

Da ist was? Ich starrte auf das düstere viktorianische Gebäude und stellte mir vor, dass die gleichen Worte von Vätern benutzt wurden, die ihre Söhne in eine hoffnungslose Schlacht, einen tückischen Berg hinauf, durch die russische Steppe schickten. Für einen Ort wie diesen wirkten sie besonders unangebracht. Vor mir sah ich lediglich eine traurige Anstalt für höhere Schulbildung, die passenderweise im Nebel lag. Aber ich sagte nichts, denn ich hatte in sechzehn Jahren sorgfältig gepflegter Mittelmäßigkeit das ein oder andere gelernt, und dazu gehörte auch der Wert des Schweigens.

Es war die Idee meines Vaters, mich nach St. Oswald zu schicken, ein Internat, dessen lange Geschichte und niedrige Anforderungen seinen Interessen voll entgegenkamen.

Wahrscheinlich war er hochofrenet, dass es so eine Schule gab – eine, die seinen elenden Versager von einem Sohn aufnahm und versuchte, ihn (also mich) in ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu verwandeln, in einen Anwalt etwa oder jemanden, der im Londoner Finanzviertel arbeitet.

Mein Vater schüttelte unserem Begrüßungskomitee die Hand, als würde er und nicht ich hier die Schulbank drücken, dann folgte ein kurzer Plausch mit dem Schulleiter und meinem Hausvorstand.

Als wir zum Auto zurückgingen, räusperte sich mein Vater, starrte in die Ferne und meinte, ich solle die Gelegenheit nutzen, um meine letzten beiden schulischen Katastrophen wieder gut zumachen. Dann gab er mir pessimistisch die Hand, klopfte mir kurz auf die Schulter und war weg.

Ein gelangweilter Aufsichtsschüler führte mich aus dem Hauptgebäude zu mehreren rechteckigen Backsteinbauten, die um einen trostlosen kleinen Hof standen. In der diesigen Dunkelheit hatte mein künftiges Zuhause eine frappierende Ähnlichkeit mit einem Gefängnis. Als wir Mogg House betraten (Gordon Clifton-Mogg, Hausvorstand), legte sich das Gewicht des neunzehnten Jahrhunderts wie ein Leichentuch um meine Schultern. Hohe Backsteinmauern und schmale Bogenfenster schienen dafür gemacht zu sein, möglichst wenig Licht und Luft hereinzulassen.

Die Philosophie des Architekten war offensichtlich:
Hungere den menschlichen Geist aus, aber tu es
unauffällig, indem du *Größe* und Dimension maßvoll einsetzt. Schon jetzt war mir
klar, dass die Zimmer das ganze Jahr über dunkel waren und im Winter eiskalt,
im Sommer dagegen beengt und luftlos. Wie ich später herausfand, war St
Oswald auf architektonischen Sadismus spezialisiert - selbst im neuen
Physiklabor (dem Stolz der Einrichtung) fanden sich braunes Glas und
Leichtbetonwände aus der Zeit um 1958, dem Höhepunkt der hässlichen,
unfreundlichen Architekturbewegung.

Das Spielen ist so sehr mit den Kindern und der Kindheit verbunden, dass das
Nichtspielen ein Merkmal für's Erwachsensein geworden ist.
Wer in die Schule kommt, beginnt mit dem Ernst des Lebens. (Foto) Jetzt heißt
es Lernen und nicht mehr spielen. Tagesphasen trennen Lernzeit von Spielzeit,
wobei Letzteres der Freizeit zugeordnet wird, also der Zeit in der man nicht mehr
lernen muss. Ist es aber wirklich so, dass der Lernende Mensch auf das Spielen
verzichten muss?

Und noch eine Frage: Das Wort Spiel ist so stark mit dem Wort Kind verbunden,
dass niemand sich so richtig Gedanken darüber macht, wie Kinder eigentlich das
Spielen lernen. Das ist schade, denn ganz kleine Kinder lernen das Spielen in der
Interaktion mit nahen Bezugspersonen, den Eltern, Geschwistern oder den
Erzieherinnen in der Krippe. (Foto) Was mit dem Herausfinden von sinnvoller
Anwendung und Verwendung von Gegenständen beginnt (Foto), geht schnell in
einen sozialen Kontext über. (Foto)

Später mit der Ausprägung der Ich-Kompetenz wird das Spiel zum sozialen und
emotionalen, aber auch zum kognitiven Übungsfeld.

Erwachsene müssen es also lernen, mit den Kindern zu spielen. Das klingt banal
und auch ein wenig herabwürdigend, hat man diese Lebensphase doch
erfolgreich hinter sich gelassen. Wird deshalb dieses Thema in den
Ausbildungscurricula der Erzieherfachschulen und Fachhochschulen
ausgeblendet. Ja natürlich spielen Erzieherstudentinnen während ihrer
Ausbildung, aber das meine ich hier nicht.

Ich rede von der Fähigkeit als Erwachsener mit Kindern zu spielen. Dabei
erwachsen zu sein, dabei Fähigkeiten zu vermitteln und dabei eine lenkende
Randfigur zu bleiben und nicht Teil der Spielwelt der Kinder zu werden. Doch wie
soll man jemandem etwas beibringen, wenn man nicht lernt wie. Deshalb ist es
wichtig herauszufinden, welche Methoden Erzieherinnen benutzen, wenn sie mit
Krippenkindern das Spiel lernen oder wenn sie mit Kindergartenkindern im Spiel
lernen. Was machen Lehrerinnen eigentlich, um verspielten Grundschulkindern
Wissen zu vermitteln? (Foto)

Welche Spiele spielen Jugendliche (Foto), um zu lernen und wie sieht es mit dem Spielen im lebenslangen Lernen der Erwachsenen aus? (Foto)

Ich gebe zu, dass ich nicht zu den Helden gehöre, die aufgrund ihrer äußeren Erscheinung bewundert werden. Man stelle sich einen Jungen vor, klein für sein Alter, die Ohren im richtigen Winkel am Kopf, Haare wie Stroh und mausbraun. Mund: schmal. Augen: skeptisch, wachsam.

Man könnte einwenden, dass oberflächliche Makel bei Jungen in meinem Alter keine Seltenheit sind, aber in meinem Fall traf das nicht zu. Ob links, rechts, oben, unten oder diagonal - auf allen Klassenfotos von St Oswald waren gängigere Typen vertreten: Jungen mit kräftigen Kiefern, geraden Nasen und dickem Haar von eindeutiger Farbe; Jungen mit langen, geraden Gliedmaßen und kühnen, selbstbewussten Gesichtern; Jungen mit Fertigkeiten, angeborenen Talenten, einem genetisch bedingten Sinn für Politik oder Latein oder die Juristerei.

Sagte ich schon, dass St Oswald meine dritte Schule war? In den ersten beiden wurde ich aufgefordert (und zwar nicht gerade freundlich), aufgrund meines beklagenswerten Verhaltens und meiner erbärmlichen Noten zu gehen.

Zu meiner Verteidigung möchte ich betonen, dass mein Verhalten gar nicht beklagenswert war, wenn man darunter grob, streitsüchtig, gewalttätig und asozial versteht – also die Bibliothek anzuzünden, einen Lehrer niederzustechen oder zu vergewaltigen. Mit beklagenswert meinten sie »ziemlich unmotiviert beim Lernen«, »ziemlich unfähig im Aufsatzschreiben«, »ziemlich uninteressant für den Schulleiter und das Direktorium«. Angesichts meiner harmlosen Schwächen empfinde ich diese Beurteilung heute als unnötig hart.

Eins allerdings muss ich ihnen zugutehalten. Ohne die erste Schule wäre ich nicht in der zweiten gelandet. Ohne die zweite hätte es mich nicht nach St Oswald verschlagen. Ohne St Oswald wäre ich Finn nie begegnet. Und ohne Finn gäbe es keine Geschichte.

Lernen heißt sich anstrengen. Man bekommt nichts geschenkt und nichts geht einfach so von allein. Das gilt für Kinder wie auch für Erwachsene gleichermaßen. Es reicht deshalb nicht zu lernen sich wie ein Erwachsener zu benehmen, man muss als Elternteil oder Pädagoge auch lernen wie Erwachsene sich gegenüber Kindern und Jugendlichen verhalten, damit das Aufwachsen gelingen kann.

Einer der wichtigeren Fakten über den Küstenstreifen von St Oswald ist, dass er sehr schnell sinkt. In der Mitte des einundzwanzigsten Jahrhunderts, da nahezu alle übereinstimmen, dass unser Planet in den letzten Zügen liegt, gerät man über diese Art von Faktum gern in Panik, aber auf dieses Stück Land trifft das seit mindestens tausend Jahren zu. Im Gegensatz dazu steigt die auf der

anderen Seite liegende Küste von Wales, was den Schluss nahe legt, dass ganz England langsam ins Meer kippt. Sobald die östliche Küste tief genug sinkt und die westliche hoch genug steigt, wird das ganze Land unter einem Wirbel von Blasen und formellen Protesten aus dem Oberhaus langsam ins Wasser gleiten. Ich freue mich schon sehr auf dieses langsame Absinken ins Nichts und glaube, dass es unserem Land unendlich gut tut.

Damals hätte ich vermutlich nicht so gedacht. Zum einen interessierte mich die geologische Katastrophe nicht besonders. Und zum anderen sahen meine Zeitgenossen und ich die Zukunft gern als eine gewaltige leere Schiefertafel, auf die wir unsere eigene Version der menschlichen Geschichte schreiben wollten. Das alles jedoch trat in den Hintergrund angesichts der realen Arbeit, die jeden Tag anfiel und die darin bestand, unsere Rollen für das Drama des Schullebens zu perfektionieren. Es war wichtig, sie ohne langes Nachdenken spielen zu können: keine frechen Antworten zu geben, vor Lehrern respektvoll den Kopf zu senken.

Ich dachte selten an die Schulen, die hinter mir lagen, denn sie hatten ohnehin nur einen schlechten Eindruck hinterlassen. Aus der ersten gefeuert zu werden war ganz einfach und erforderte nur eine leidenschaftliche Missachtung von Abgabeterminen und Wettbewerben. Und obwohl sie noch nicht mal einen guten Ruf hatte, ließ man mich dort gerne ziehen.

Der Rauswurf aus der zweiten erforderte etwas mehr Anstrengung und die Hilfe von Materialien, die man sich im Chemielabor jeder Schule leicht beschaffen konnte.

Ich rechnete allerdings damit, dass es in St Oswald (wo man auf niedrige Erwartungen spezialisiert war) schwieriger werden würde, in Ungnade zu fallen. Selbst dem Lehrerkollegium, einem bunt gemischten Haufen von Krüppeln und psychisch angeschlagenen Existenzen, schienen sich anderswo kaum Perspektiven zu bieten. Mr Barnes, der ein Kriegstrauma, eine Gesäßprothese und nur ein Auge hatte, unterrichtete Geschichte. Manchmal hatte er einen guten Tag und erzählte mit fast schon elektrisierender Lebhaftigkeit von Schlachten und Verträgen und zum Scheitern verurteilten königlichen Erbfolgen.

Thomas Thomas, ein Flüchtling aus All Souls, Oxford, der stotterte und hochtrabende Ideale pflegte, bemühte sich vergeblich, unsere Herzen mit Gedichten von Wordsworth und Keats zu verführen. Selbst ohne den idiotischen Namen wäre er ein ideales Opfer gewesen, aber mit ihm war er natürlich verdammt. Sein Typ war uns vertraut: groß, verträumt und mürrisch, Autor eines unvollendeten Romans, der auch nie vollendet werden würde.

M. Markel war stets bereit, seine Übersetzungen beiseite zu lassen, um von seinen Erlebnissen mit seinen Kameraden im französischen Widerstand zu erzählen.

Wir liebten seine Geschichten über Folter und Selbstaufopferung, hörten aber nie eine bis zum Ende. Die Geschichten entflamnten seine Leidenschaft dermaßen,

dass er mittendrin in den unverständlichen baskischen Dialekt seiner Jugend verfiel.

Der Rest verdient kaum der Erwähnung. Mr Brandt (langweilig). Mr Lindsay (verweichlicht). Mr Harper (Toupet, eitel). Und der Letzte - und Kleinste - war der gefürchtete Mr Beeson, Schulleiter (dick), der auch Religion unterrichtete. Nicht, dass wir einen filmreifen Rektor wie Mr. Chips (freundlich, bebrillt, herausragend) verdient hätten, aber Mr Beeson war keine eins sechzig groß, hatte das rote, fantasielose Gesicht eines Metzgerlehrlings und hegte eine geheime Passion für nachgestellte Szenen von napoleonischen Schlachten, die sein Interesse für den Lehrerberuf weit übertraf.

Hatte ich eigentlich schon den Sport erwähnt? Der tägliche Drill in Cricket oder Rugby fand unter dem gnadenlosen Auge von Mr. Parkhouse statt, einem fanatischen Anhänger dessen, was er »Training« nannte. Das zog endlos lange Läufe durch die schlammige Landschaft nach sich, wenn an manchen Tagen aufgrund der Wetterbedingungen normale Ballspiele nicht möglich waren. Noch heute höre ich das dumpfe Patschen der vielen Füße, manchmal über achtzig, vorwärtsgetrieben von verschwitzten Beinen und wild schwingenden Armen, die durch Hecken kletterten und über Zauntritte, zu müde, um Groll zu äußern, aber nicht zu müde, um ihn zu spüren. Zur Abwechslung rannten wir manchmal am Strand entlang, keuchten in Zweier- oder Dreiergrüppchen über den feuchten Sand, bis ein Krampf oder ein Aufstand der Vorwärtsbewegung ein Ende setzten. Bei meinen Erinnerungen an diese Läufe muss ich immer an Reese denken. Er hatte angefangen, meine Nähe zu suchen, und folgte mir wie ein Schatten, weil er die Person, die am wenigsten Lust hatte, ihn zu quälen, fälschlicherweise für einen Freund hielt. Er hatte die unheimliche Eigenschaft, immer genau dort aufzukreuzen, wo ich ihn am wenigsten erwartete, klebte dann an mir wie eine Klette, und meistens wollte ich ihn nur noch abschütteln.

Diese Verbindung aus ungeliebtem Training und unerwünschter Gesellschaft veranlasste mich des Öfteren, die Notbremse zu ziehen - einmal legte ich mich hinter einer Baumgruppe flach hin, ein andermal kauerte ich mich ins Schilf, bis die donnernde Jungenhorde nicht mehr zu sehen war. Bei solchen Gelegenheiten empfand ich ein tiefes Gefühl der Entspannung, wenn ich auf dem Rückweg den Schäfchenwolkenhimmel und den lautlosen Flügelschlag der Eulen bewunderte.

Kinder können allein und nur aus sich selbst heraus nicht groß werden. Auch wenn es tatsächlich die Selbstbildungskräfte im Kind gibt und die Entwicklung zu großen Teilen von der Natur gesteuert wird, reicht es nicht aus, sich allein darauf zu verlassen. Erwachsene gehören zum Kontext des Aufwachsens dazu und müsse dabei ihre Aufgabe erfüllen.

Das Vertrauen in natürliche Entwicklungsprozesse leistet aber grade beim Thema Spielen der Bequemlichkeit im Pädagogischen Denken Vorschub.

Dabei sind wir uns doch einig: Wer spielt, der lernt und wer lernt, baut Wissen auf, welches zur Bildung führt. Aber Bildung entsteht eben nicht durch Stillsitzen und Zuhören. Bildung braucht Erfahrung und die muss jeder selbst machen. Denn nur subjektive Erfahrungen führen dazu, eigene Vorstellungen über die Welt aufzubauen. Diese eigenen Vorstellungen sind es, welche die Entwicklung des Individuums bestimmen. Bildung ist eben ein ganzheitlicher Prozess.
(Bildungsdefinition)

Aber ich möchte an dieser Stelle keinen Vortrag über die Entwicklung des Spiels und dessen Eigenheiten halten. Ich möchte Sie auch nicht über Bildungsprozesse belehren. Zu diesen Themen gibt es in den nächsten zwei Tagen mit Sicherheit noch einiges zu sagen, dem möchte ich nicht vorgreifen.

Ich möchte mit Ihnen gemeinsam darüber nachdenken, wie es für unsere Kinder weiter geht. Kein Kind bleibt der entzückende Windelpopo oder der so niedlich naseweise Grundschüler. Es ist für jedes Menschenkind unvermeidlich, erwachsen zu werden, aber zwischen dem Grundschüler und dem zwanzigjährigen Azubi oder Studenten liegen zehn lange Jahre. Sehen wir uns doch mal an, wie Menschen in diesen zehn Jahren lernen, was sie spielen und wie schwierig es ist, jedes Lernen als solches wahrzunehmen und zu akzeptieren.

An jenem speziellen Septembermorgen war es warm und zwischendurch sonnig. Die Ebbe hatte einen langen Sandstreifen zwischen Strand und Stele freigelegt, und Mr Parkhouse führte uns in einem forschenden Galopp auf den Damm. Mein heiserer, lauter Atem übertönte die empörten Rufe der Seevögel. Vor uns stand eine kleine Gruppe verlassener Fischerhütten, die zumeist verschlossen waren und mit geschwärzten Fenstern vor sich hin trotteten.

Ich nutzte die erste Hütte, um mich zu verdrücken. Während der Rest der Jungen weiter rannte, lief Reese auf der Stelle, und sein verzweifeltes Lächeln verzog sich zu einem tückischen Grinsen. »Was hast du vor?«

»Verpiss dich«, sagte ich. Er wurde feuerrot und nahm die Beine in die Hand. Eine verträumte Stille breitete sich aus. Ich lehnte zusammengesunken an der Hütte, beobachtete das sanfte Auf und Ab der Wellen und beruhigte meinen Atem, bis nichts mehr zu hören war und die Welt nur noch aus Sand und Meer und Himmel bestand.

Und dann hörte ich die Stimme, klar und mit einer fremdartigen Intonation, aber nicht unfreundlich. »Was machst du hier?«

Erschrocken blickte ich auf. Vor mir stand jemand in ungefähr meinem Alter, mit schwarzen Augen und skeptischer Miene. Er war schlank, etwas größer als der Durchschnitt und barfuß, sein dickes Haar unfrisiert und struppig. Ein dicker, altmodischer Fischerpullover hing über ausgebeulten, langen Shorts, die aus einer abgeschnittenen und dann hochgerollten Hose bestanden.

Er kam mir unglaublich vertraut vor, wie eine Trauma-Ausgabe von mir selbst, mit genau dem Gesicht, von dem ich mir immer gewünscht hatte, es würde mich aus dem Spiegel ansehen. Seine helle, schimmernde Haut erinnerte an die Meeresoberfläche. Er war fast schon unerträglich schön, und ich musste mich abwenden, völlig überwältigt von Freude und Sehnsucht und dem Erkenntnis, wie schrecklich ungerecht doch das Leben war.

»Tut mir leid«, brachte ich stotternd hervor und kam mühsam auf die Füße. Er starrte mich an, betrachtete eingehend das entblößte, blau-weiße Schuljungenfleisch, die steifen Baumwollshorts, das mit Schweißflecken bedeckte Unterhemd aus Trikotstoff mit Lochmuster. Hinter ihm spähte eine kleine graue Katze hervor, den Schwanz erhoben und zuckend, als teste sie die Luft auf Spione. Beide musterten mich nur und brüllten nicht, ich solle verschwinden. Ich verstand das als Ermutigung.

»Könnte ich vielleicht ...«, ich suchte nach einer Ausrede, einem Grund, bleiben zu dürfen - »etwas zu trinken bekommen?«

Das Feuer in dem gusseisernen Ofen glomm nur schwach, aber die Wärme in der Hütte war angenehm und wohltuend wie Suppe.

Ich dachte an die tristen viktorianischen Klassenzimmer in St Oswald, an die eiskalten Schlafsäle aus Backstein, an das Haus meiner Eltern mit seiner bedrückenden halbländlichen Korrektheit. Diese Hütte war bescheiden und vertraut, ihre Atmosphäre vom jahrzehntelangen Bewohntsein anheimelnd und gemütlich. Ich hatte das Gefühl, als wäre ich durch einen schmalen Spalt im Universum gefallen, das Kaninchenloch hinunter in eine idealisierte Welt.

Mir fiel ein, dass es so etwas wie gute Manieren gab, und ich sagte dem Jungen meinen Namen, was er mit der größten Selbstverständlichkeit hinnahm - eine ziemlich seltene Reaktion, für die ich dankbar war. Eine leise Panik erfasste mich bei dem Gedanken, dass ich meinen Tee trinken und mich dann wieder der Realität von Schulessen und Schulregeln und Schulleben stellen musste. Ich saß da, fotografierte die Szene mit den Augen und suchte Anzeichen dafür, dass der Junge hier mit einem Erwachsenen lebte.

Der Junge kam in das kleine Wohnzimmer zurück und trug eine Teetasse mit Rosenmuster. »Schwarzer«, sagte er und reichte mir den Tee, offenbar ohne wissen zu wollen, ob ich ihn mochte.

»Danke.« Ich hob die Tasse hoch und trank einen heißen Schluck. »Wohnst du hier allein?«

Er mochte keine Fragen, so viel war klar. Ohne zu antworten, ging er wieder in die Küche, gefolgt von der Katze. Ich wartete, dass er mir eine Erklärung lieferte, und als sie nicht kam, plapperte ich eben selbst weiter, weil mir das Schweigen unangenehm war.

»Ich bin in St Oswald, ein Internatsschüler. Es ist die Hölle«, sagte ich, um ihm irgendwie zu beweisen, dass ich auf seiner Seite war. »Ich hasse die Lernerei und bin ein schlechter Sportler. Immer ist es kalt, und das Essen kriegt

man nicht runter. Das Ganze ist eine hirnlose Zeitverschwendung.« Ich blickte von meinem Tee auf und hungerte nach Mitgefühl. Er schien nicht zuzuhören.
»Hast du einen Namen?«
»Finn«, sagte der Junge.

Moderne pädagogische Theorien gehen heute davon aus, dass der Erfolg von Bildung von einer gelingenden Interaktion zwischen den Beteiligten abhängt. Fthenakis spricht von der soziokulturellen Perspektive als Erklärungsansatz; einer Lerntheorie in der Pädagogik der frühen Kindheit. Dieses Bildungsverständnis geht davon aus, dass sich das Kind in Wechselwirkung mit seinen Bezugspersonen entwickelt. Demnach kommt den Interaktionsprozessen für den Wissensaufbau des Individuums eine entscheidende Bedeutung zu. Damit wird beiden Parteien, also den Erziehenden und den zu Erziehenden eine aktive Rolle im Lern- und Entwicklungsprozess zugesprochen. Diese Auffassung setzt für das pädagogische Handeln das Wissen über die individuellen Vorstellungswelten der Individuen voraus und fordert ein dynamisches Handlungsvermögen der Pädagogen. Das macht deutlich, dass es eben doch nicht damit erledigt ist, Erwachsen geworden zu sein. Die Großen haben die Verpflichtung die Kleinen aufzuziehen. Sie müssen dies gut machen und damit dies gelingt müssen Erwachsene lernen ihre Rolle als Eltern, Erzieher oder Lehrer anzunehmen. Und das nicht nur für kleine Kinder sondern auch für jugendliche Heranwachsende. Klingt anstrengend, oder? Wer möchte sich schon gern mit Pubertierenden auseinandersetzen. Niemand möchte gern der Lehrer von Hilary sein. Die meisten Eltern von Pubertierenden überstehen diese Zeit mit durchhalten? Aber wer hat wirklich eine Idee, was in diesen Kindern vorgeht? Was sie bereits wissen und was noch nicht? Was sie können, wofür sie Verantwortung übernehmen können oder bereit dazu sind? Wo und bei welchen Dingen können wir sie allein lassen, wann und wie müssen wir sie begleiten, ihnen zur Seite stehen, helfen?

Es dauerte fast einen Monat, bis ich Finn wiedersah. Durch vorsichtiges Herumfragen stieß ich auf Gerüchte über einen Jungen, der allein an der Küste lebte, aber keiner, den ich fragte, schien sich besonders für die Geschichte zu interessieren.

Wenn es ihn gab, war er vermutlich schrecklich arm, lebte von der Wohlfahrt, hatte eine alkoholranke Mutter, die gelegentlich auftauchte und ihn verprügelte. In der Hütte stank es wahrscheinlich. Es war, mit anderen Worten, nicht die Art von Geschichte, die meine Zeitgenossen interessierte, weil sie mit Armut, Elend und Entbehrung zusammenhing.

Mir gefiel das. Finn war mein Traumbild, und ich war nicht gewillt zu teilen. Vierundzwanzig Tage nach meiner ersten Begegnung mit Finn war ich wieder bei Ebbe am Strand, diesmal an einem ungewöhnlich kalten Oktobertag. Als Mr Parkhouse die wilde Horde an den Fischerhütten vorbeiführte, sah ich

Rauch aus Finns Kamin aufsteigen.

Reese lief im Laufschrift neben mir, wachsam, allgegenwärtig. Mein Unglücksbringer.

Diesmal erschien Finn nicht, obwohl ich endlos lange dasaß (und so tat, als müsste ich verschlafen). Ich verwandelte mich in einen Stein auf dem Strand, leblos und unsichtbar, und zählte im Kopf die Minuten. Ich überlegte, wie lange ich wohl warten konnte, und war so überwältigt vor Enttäuschung, dass ich am liebsten geheult hätte. Der Gedanke, dass ich nie wieder in Finns Zimmer am Meer stehen würde, war einfach unerträglich.

Und dann war er plötzlich da, nicht in der Hütte, sondern er tauchte hinter den Dünen auf, klarer Blick, anmutiger Gang, und lächelte leicht, als freute er sich tatsächlich, mich zu sehen.

Vor Erleichterung war ich sprachlos.

Er sagte nichts, sondern fasste um mich herum und öffnete mir ganz selbstverständlich und immer noch lächelnd die Tür. Es war kein strahlendes Lächeln, nicht besonders kühn oder höflich oder ironisch oder schlüpfzig, es wollte nichts und versprach nichts, war weder knapp noch unbedacht, es war, kurz gesagt, mit keinem mir bekannten Lächeln vergleichbar. Aber was für ein Lächeln! Mit diesem Lächeln hätte man ein Loch in die Welt brennen können. »Komm rein«, sagte er.

Welches Konzept von Pubertät verfolgt die KLAX-Pädagogik? Pubertät dieses gruselige Wort welches sofort in unseren Köpfen den unbändigen und sexuell überbordenden Jugendlichen auferstehen lässt, der, von Stimmungsschwankungen geplagt, seine Umwelt mit gefährlichem Unsinn tyrannisiert. (Foto Jugendliche, Foto Hanna Montana, Twilight,)

An disziplinelles Lernen und Verantwortungsübernahme denkt man bei diesem Wort sicher nicht. Und trotzdem: Pubertierende erklimmen die Entwicklungsleiter mit großer Geschwindigkeit. Natürlich wird auch in dieser Lebenszeit gelernt, Verantwortung tragen geübt und das Einleben in soziale Strukturen ausprobiert. Nur eben nicht mehr auf dem gleichen Wegen und mit den gleichen Regeln und Methoden wie vorher. Sind Eltern und Pädagogen zuerst noch die Ko-konstrukteure, die in gemeinsamen Welterkundungen Fragen und Ideen der Kinder reflektieren, werden sie nun auf die andere Seite gedrängt. Plötzlich ist es aus mit dem friedlichen Forscherteam aus Kindern und Erwachsenen. Lupen und Lichttische haben ausgedient. Plötzlich und unversehens dürfen wir Erwachsenen nicht mehr mitspielen. Wir stören, wenn wir helfen wollen, wir nerven, wenn wir auf Regeln bestehen und wir sind entsetzt, welche Wege die Kids plötzlich einschlagen, um unserem Einflussgebiet zu entkommen. Wer Glück hat, schafft es noch in friedlicher Koexistenz mit dem jugendlichen Nachwuchs zu leben.

Nach der Überschreitung der Schwelle ins Teeniealter sind unsere erwachsenen Vorstellungswelten nur noch Sinnbild der Dinosaurierzeit und derartig obsolet, dass man sich nun wirklich nicht dafür interessieren braucht.

„Erziehung ist organisierte Verteidigung Erwachsener gegen die Jugend“, sagt Mark Twain. Und weil er Recht hat, müssen Pädagogen und Eltern gerade in diesem Alter standhaft bleiben. Wer das Spielfeld verlässt, verlässt die Heranwachsenden und überlässt sie quasi sich selbst. Auch wenn es so scheint, als wollte die Generation 14+ alles daran setzen, damit die ältere Generation aus dem Kontext verschwindet, ist doch bei genauerem Hinsehen das Gegenteil das Ziel. Wir sollen da sein, aber alt, unmodern, spießig, uncool und noch viel mehr, aber bitte mit ganzer Kraft und so authentisch wie möglich. Nur dann bilden Erwachsene die notwendige Reibungsfläche für den Heranwachsenden, nur dann können Eltern und Lehrer die Räuberleiter sein, die von den Kids erklimmen werden muss um die Zukunft zu erreichen.

Während meine Kleider trockneten und der Tee mich von innen wärmte, stand Finn auf und legte Holz auf dem Feuer nach. Da er mit dem Rücken zu mir stand, fand ich den Mut, mit meiner Befragung dort fortzufahren, wo ich vor fast einem Monat aufgehört hatte.

»Lebst du hier allein?«

Wieder sagte er nichts, aber ich deutete seinen ausbleibenden Widerspruch als Beweis dafür, dass ich Recht hatte. »Aber *jeder* hat doch wenigstens einen Elternteil.« Kaum hatte ich das ausgesprochen, kam mir der Gedanke, dass es bei Finn womöglich nicht so war. Vielleicht war er das Produkt einer Art Urzeugung oder er war wie Venus dem Meer entstieg. Beides hätte mich nicht besonders überrascht. Ich blieb hartnäckig. »Einen Verwandten?« Er zuckte nur die Schultern. Die Geste hatte etwas Endgültiges, und ich wagte nicht, meine nächste Frage zu stellen, nämlich: *Wie, um Himmels willen, hast du es geschafft, in einem Zustand der absoluten Gnade allein zu leben, weit weg von den örtlichen Behörden und dem endlosen Strom von Unterdrückern, die jede Minute eines jeden normalen Lebens bevölkern?*

Bestimmt war schon ein Bericht der Fürsorge an die örtliche Polizei weitergeleitet worden, auf dem ein riesiges schwarzes Fragezeichen neben dem Namen Finn stand, dazu die Bemerkung: *Warum geht dieser Junge nicht in die Schule?*

Ich ließ meinen Blick durch die kleine Hütte schweifen, sah die ordentlichen, vollgestopften Bücherregale, das gerahmte Bild von einem Schiff, die Bank unter dem Fenster mit ihrer dünnen Matratze und den verblichenen gestreiften Decken.

»Aber wovon lebst du?«

Er sah mich verständnislos an.

War meine Frage nicht naheliegend? »Geld, Essen.« »Ich arbeite auf dem Markt, trage Kisten.« »Aber«, sagte ich, darum bemüht, dass meine Stimme nicht

ungeduldig klang, »aber was ist mit *Schule?*« Meine Empörung ließ ihn lächeln. Dieses ganz besondere Lächeln. »Ich gehe nicht in die Schule.«

»*Du gehst nicht in die Schule?*«

Er sah mich nachsichtig an. »Niemand weiß, dass es mich gibt. Meine Geburt wurde nie registriert.« Nie registriert? Was für ein genialer Start ins Leben! Finn hatte nicht nur keine Eltern, lebte allein und ging nicht zur Schule, sondern laut Regierung *gab es ihn überhaupt nicht*. Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen. Die Gegend war ländlich, aber so ländlich nun auch wieder nicht. Mir schien es unmöglich, dass hier, in diesem modernen Staat des zwanzigsten Jahrhunderts, der sich zum Ziel gesetzt hat, seine Bürger zu bessern, indem er sie gnadenlos in ein Korsett presst und hart schuftet lässt, ein Junge durch die Maschen des sozialen Netzes fallen konnte. Neid war nicht annähernd ausreichend, um meine Gefühle zu beschreiben.

50 Jahre stehen zwischen unserer modernen Zeit und der Jugend von Hilary. Wie viel hat sich in diesen Jahren verändert? Die Schule folgt weiterhin einer durch Programme, also Rahmenpläne gesteuerten Bildungskultur und der Kindergarten hat sich diesem Vorgehen angeschlossen.

Die Wissenschaftler haben sich in den letzten Jahrzehnten viel mit den Bildungsprozessen beschäftigt und reihenweise Fakten herausgefunden, welche die Praxis mehr oder weniger beeindruckt haben. Auffällig ist das gezeitenartige Hin und Her der Ansichten und Weisheiten, das Entweder und Oder im pädagogischen Tun.

Im Moment werden Pädagogen auf dem Arbeitsmarkt knapp. Die Schulen werden Reformen unterzogen und Krippen werden gebaut. Kindergärten und Schulen stehen im Fokus der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit. Unsere Gesellschaft diskutiert viel über deren Verbesserung. Das Leben von Kindern und Jugendlichen ist zum profitablen Geschäftsfeld für Politik und Wirtschaft geworden.

Gleichzeitig versuchen Eltern so wenig erwachsen wie möglich zu sein. Noch nie stand die nachwachsende Generation so sehr im Mittelpunkt des Interesses der Medien und der Gesellschaft wie heute und mir scheint, dass man noch nie so wenig mit ihr anfangen konnte.

Eltern die in Teenie-Klamotten auf Teenie-Konzerten herumhängen, deren Präsenz in Kiga und Schulen so zunimmt, dass man den Kindergarten in Elterngarten umbenennen möchte. Und als Quintessenz unselbstständige Jugendliche, die ohne ihre Eltern nichts können, prägen das Bild.

Es ist es doch kein Wunder, dass sich keine aktuelle Jugendkultur ausbilden kann, da die ältere Generation deren Merkmale schneller übernimmt und

kommerzialisiert, als diese sich zwischen den Jugendlichen herumsprechen können. (Foto)

Weil ich die Straße meiden wollte, nahm ich den Fußweg, der parallel dazu verlief, versteckt hinter einer Reihe von Bäumen. Es war bitterkalt und fast dunkel, als ich den Strand erreichte. Die Gezeitenkarte stimmte tatsächlich, und ich überquerte den Damm auf feuchtem Sand im letzten Streifen rosa Abendlichts. Ich ging davon aus, dass mir ein paar Stunden bei Finn blieben, bevor der Damm wieder überflutet wurde. Es war fast unmöglich, im Dämmerlicht nicht zu stolpern, und als ich Finns Hütte erreichte, war der Saum meiner grauen Schulhose patschnass. Drinnen war kein Licht zu sehen. Ich klopfte und blickte aufs Meer hinaus, während ich auf eine Antwort wartete, leicht verängstigt durch die einsame Lage der Hütte und das dumpfe Schlagen der Wellen.

Ich klopfte wieder, diesmal lauter. Wie konnte er nicht da sein? Und was sollte ich jetzt tun? Eine ganze Weile stand ich stumm da und dann öffnete ich so leise wie möglich die Tür.

»Finn?« Meine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

Wieder keine Antwort. In der Hütte war es dunkel und kalt. Ich tastete mich zum Ofen vor, denn ich war sicher, dort Streichhölzer zu finden. Die Hütte war kalt und voller Geister; ich wusste nicht, was ich hier wollte oder wo Finn sein könnte. Vielleicht hatte er noch andere Freunde. Diese Idee war mir bisher nicht gekommen. In meinen Tagträumen von unserer Beziehung hatten andere keinen Platz.

Ich stampfte mit den Füßen und hüpfte auf und ab, um mich zu wärmen. Dann nahm ich mir eine der gestreiften Decken, schlang sie mir um die Schultern und kauerte mich auf die Bank in der Nische. Ich wurde immer schläfriger, lauschte zitternd dem Meer und wartete auf Finn.

Das Klicken des Riegels weckte mich auf der Stelle.

Finn erschrak. »Was machst du denn hier?«

Mir blieben die Worte im Hals stecken, und ich griff mit vor Kälte steifen Fingern nach meiner Schultasche. »Ich hab ein paar Sachen mitgebracht.« Doch Finn hatte sich schon abgewandt, und mir wurde schwer ums Herz. Ich hatte mir einen vertrauten Besuch vorgestellt, ein Wiedersehen unter Gleichberechtigten. Ich hatte mir vorgestellt, dass die Sonne tief am Himmel stehen und der Strand rosa und goldfarben schimmern würde, während wir schwarzen Tee tranken und dabei zwanglos und unbeschwert plauderten. Aber das?

Finn stand noch immer mit dem Rücken zu mir.

Mit zitternden Händen packte ich meine Schätze aus.

In blutiges Papier eingewickelte Lammkoteletts vom Metzger.

Ein Laib Vollkornbrot. Eine Schachtel Tee. Ein halber Liter Milch. Ein Glas Marmelade. Ein Buch mit dem Titel *Geschichten von hoher See*, geklaut von Barrett. Während ich alles auf die Bank legte, wünschte ich plötzlich, ich hätte ausgefallenerere Sachen mitgebracht: Kaschmirdecken und weiche Wollsocken, seltene Bücher über englische Geschichte, ein Schiff in einer Flasche. Gold, Weihrauch und Myrrhe.

Aber jetzt sah Finn mich an. »Ich weiß nicht, warum du gekommen bist.«
Mir blieb fast das Herz stehen.

Ich ergriff die Flucht. In meinen feuchten Kleidern, im Dunkeln, bei schnell hereinbrechender Flut und mit Salz in den Augen rannte ich los.

Es ist ein unbestrittener Fakt das Lernprozesse nur angeregt werden können, wenn die Lernenden motiviert und in den Lernprozess involviert sind.

Es muss also einen gegenseitigen Austausch zwischen Pädagoge und Kind geben, der ein Einlassen des einen auf die Interpretationsprozesse des anderen fordert.

Dies lässt den Schluss auf eine gewisse Gleichberechtigung zwischen den Parteien zu, die beim Spielen miteinander grundlegendes Reglement ist, in Bildungsprozessen aber eher selten vorkommt. Nur das sich in der Pubertät die Regeln ändern. Im Lernkontext dieser Altersgruppe finden Erwachsene wenig Platz.

Gelernt wird mit und von einander, wie wir an Hilary und Finn sehen können. Sie üben die Kür des menschlichen Sozialverhaltens, die Liebe und sie können zu erst gar nichts damit anfangen. Wenn wir Ihnen zusehen wird uns schnell klar: Erwachsene haben bei dieser Lektion keinen Auftrag.

Aus dem Kamin stieg Rauch auf. Angetrieben von Ärger und einem gewissen Fatalismus, öffnete ich die Tür, ohne anzuklopfen. Da bin ich wieder, sagte ich stumm, kühn. Ob du willst oder nicht.

Und jetzt kommt das Wunder. Finns Miene (sofern ich die Geschichte nicht umgeschrieben habe, sofern ich sie damals richtig gedeutet habe, sofern mein Wunschdenken nicht die Wahrheit verdreht hat), seine Miene war nicht schockiert, *sondern erleichtert*.

»Hallo«, sagte ich und verzog den Mund zu einem schiefen kleinen Grinsen, meine Freude noch leicht gedämpft.

Er lächelte sogar. Über meine alberne Laufausrüstung vielleicht, oder meinen entschlossenen Gesichtsausdruck, meine ungeschützten Beine. Über meine idiotische Kühnheit. Meine schamlose Frechheit. Mir war egal warum.

Er lächelte. Er machte Tee, und wir tranken ihn und lauschten dem Meer, während etwas, das ich nicht anzusprechen wagte, zwischen uns schwelte. Und dann konnte ich die Stille nicht mehr aushalten und fing an, ihm von meiner

Familie zu erzählen, von meinen ersten zwei Schulen und von Reese und Barrett und Gibbon und was mir sonst noch alles einfiel.

Er hörte höflich zu, ohne dazwischenzureden, den Kopf leicht abgewandt vom Klang meiner Stimme. Er gab keine Kommentare ab, wie man es von normalen Zuhörern erwartet hätte, und er machte auch keine rasend komischen Witze, wie meine Schulkameraden sie vermutlich vom Stapel gelassen hätten. Er saß einfach nur da, mit ruhiger Miene, und sein dunkles Haar verbarg jede Regung – falls er überhaupt eine zeigte. Mein Gesicht glühte vor Freude und Scham über meine Offenheit, während Finn still dasaß, geschützt hinter seinem Haar und den langen schwarzen Wimpern, die seine Augen und Gedanken und den Eingang zu seinem Herzen bewachten.

Ich saß reglos da. Als Finn endlich aufblickte und sich an mich erinnerte, gähnte er und wies auf die Bank. »Es ist spät. Du kannst dort schlafen. Der Abort ist hinter der Hütte, ich zeig ihn dir.«

Die Flut stand inzwischen hoch. Es gab keine Möglichkeit, zur Schule zurückzukommen. Plötzlich überkam mich ein Gefühl von Schrecken und Resignation, und als ich Finns festem Blick begegnete - leicht verwundert, leicht ungeduldig -, sah ich ein, dass die Entscheidung bereits gefallen war. Na gut, sagte ich mir, über die Folgen zerbreche ich mir morgen den Kopf. Irgendwie werde ich schon damit durchkommen.

Auch jetzt bin ich wieder dort, zusammengekauert in meinem vertrauten warmen Kokon, während das Feuer erlischt und die Hütte abkühlt, geschützt vor dem tosenden Wind und dem brausenden Meer, eingewickelt in Decken, die von Finns rauchigem Holzduft durchdrungen waren, immer im Bewusstsein des anderen Jungen auf dem Boden über mir, rätselhaft und mächtig wie ein Engel. Nach all den Jahren kann ich an diese Nacht kaum zurückdenken, ohne in wunderbaren und schrecklichen Emotionen gleichzeitig zu versinken, in einem Gefühl so tief wie das Meer und so weit wie der nächtliche Himmel. Natürlich war es Liebe, aber das wusste ich damals nicht, und Finn war ihr Subjekt und Objekt zugleich. Er nahm die Liebe selbstverständlich hin, ohne Verantwortungsgefühl oder Bedingung, wie ein wildes Wesen, das man kurz zwischen den Bäumen erblickt.

Jede Zeit hat ihre Eigenarten und jedes Alter seine Besonderheiten. Wir KLAX-Pädagogen haben uns bisher vor allem mit den „Kleinen“ beschäftigt. Doch diese wachsen heran, ob wir wollen oder nicht und wenn Sie bei uns bleiben stellen sie uns vor neue Herausforderungen.

Wir haben ein fast 20jähriges Training im Umgang mit der frühen Kindheit. Das Alter der KLAX-Kinder ist aber längst nicht mehr nur 0-10. Die Anzahl der aus Windeln und Einmal Eins-Herausgewachsenen beginnt uns zunehmend zu beschäftigen. (Statistik)

Während wir noch mit natürlicher Autorität, viel Verständnis und Liebe die bis 10jährigen erfolgreich betreut, erzogen und gebildet haben, stellen uns die darüber hinaus gewachsenen vor ganz neue Herausforderungen.

Wie funktioniert die Idee von Spielen und Lernen eigentlich, wenn wir Erwachsenen nicht mehr mitspielen dürfen. Wenn unsere Kinder unsere Existenz wegwünschen wie Hilary, wenn es zum Lebenstraum wird, allein klarzukommen wie Finn.

Was wissen Sie noch über Ihre Lebenszeit zwischen 14 und 20? Erinnern Sie sich an Ereignisse und die damit verbundenen guten wie schlechten Gefühle. Ich sehe, Sie wissen es noch: Vieles war Peinlich, die Erwachsenen doof und wenig hilfreich, eigentlich konnte man ja alles allein. Mangelnde Reflektionskraft wird der Jugend nachgesagt und vielleicht ist es gut so, denn wie soll man mit den vielen Erinnerungen an die Peinlichkeiten und Ungereimtheiten dieser schwierigen Jahre ein würdevoller Erwachsener werden.

In der zehnten Klasse wurde ich zum Direktor gerufen. Ich war wegen meiner mit Lederbändern und Federn geschmückten Zöpfe aufgefallen. In einem rüden Ton wurde ich aufgefordert, mir umgehend eine ordentliche Frisur zu machen und meine offensichtliche Sympathiedemonstration für die amerikanischen Indianer und damit für den Großimperialismus aufzugeben. Ich hatte meine Zöpfe mit Federn dekoriert, um einen Jungen aus der Zwölften zu beeindrucken, der Großimperialismus war mir nun wirklich schnurz.

Das Verhalten von Jugendlichen macht Erwachsenen Angst, das war früher so und ist bis heute so geblieben. Erwachsene können viel von dem jugendlichen Tun nicht einordnen und statt dies zu akzeptieren, suchen sie in ihren Ideen und ihrer Erfahrungswelt nach Begründungen. Der Direktor der sozialistischen EOS kann sich eine ungewöhnliche Frisur nur als politische Provokation erklären. Wie erklären wir uns heute den Quatsch, den Pubertierende mit ihrem Handy filmen und auf Youtube präsentieren? Handys, virtuelle Welten und die Geheimnisse des Internets; das sind die Bastionen der Jugendlichen von heute. Wir Älteren sind aus dieser Welt verbannt, gerade deshalb nutzen Jugendliche diese, um unter sich zu sein.

Ich versteckte also die ordentlich gefaltete Gezeitenkarte in meinem Buch mit lateinischen Verben, stellte die nötigen Berechnungen an und plante meinen nächsten Feldzug.

Diesmal kaufte ich Speck und süßes Teegebäck, zwei Dosen gebackene Bohnen, zwölf Würstchen, ein Glas Colmans Senf und Streichhölzer. Alles, was in den Augen eines Schuljungen eben notwendig ist. Außerdem hatte ich ein Exemplar von *Moby Dick* und eine ziemlich neue, aus der Schulbibliothek gestohlene Ausgabe des jüngsten James Bond (sehr gefragt). Soweit ich wusste, las Finn ziemlich viel und schien die magere Sammlung in der Hütte auswendig

zu kennen; sein Appetit auf Literatur war beträchtlich größer als meiner. Vermutlich gab es am Meer sonst nicht viel Unterhaltung. Und ich hatte schließlich ihn.

Ich folgte Finn nach draußen, und wir suchten zusammen den Strand nach Holz und schwarzen Strandkohlebrocken für das Feuer ab. Obwohl der Winter auf dem Höhepunkt war, war es ein warmer Tag geworden, klar und freundlich.

»Ich muss meine Fallen überprüfen«, sagte er, ohne mich anzusehen. »Du kannst nicht zufällig schwimmen?« Natürlich konnte ich schwimmen, nachdem man mir in jeder düsteren Erziehungsanstalt, die ich seit meiner Geburt besucht hatte, Schwimmunterricht aufgezwungen hatte. Beklommen blickte ich auf die graue See.

Ich war nicht scharf darauf, meine Fähigkeiten hier (in der Nordsee) und jetzt (Januar) unter Beweis zu stellen.

Einmal am Tag nass werden war mehr als genug.

»Ich warte hier«, sagte ich und versuchte beiläufig zu klingen, während Finn ein langes grünes Kajak hinter der Hütte vorzerterte und ins Meer schob. Die Katze folgte ihm, und er schnalzte mit der Zunge nach ihr, aber im letzten Moment machte sie kehrt.

Und dann war er plötzlich auf dem Wasser und glitt wie ein Turner ins Boot, eine Hand auf jeder Seite der Sitzluke, machte es sich rasch bequem und begann noch währenddessen zu paddeln; links-rechts-links, flüssig und geschickt.

Ich sah zu, wie er die Falle hochhievt, ihren Inhalt in einen großen Leinenbeutel umlud und dann zur nächsten paddelte.

Als Finn zurückkam, konnte ich die von ihm ausgehende Hitze beinahe spüren, und sein nach hinten gestrichenes Haar glänzte von Meerwasser und Schweiß. In einer Hand hielt er den ausgebeulten, oben mit einer Schnur zugezogenen Leinenbeutel. Ich starrte den Beutel an. Ich wusste nicht, was er enthielt, aber es lebte. Er lachte über meinen Gesichtsausdruck, stellte den Beutel hinter der Hütte ab, ging wieder ans Wasser und füllte einen großen Eimer damit.

»Magst du Krebse?«, fragte er und warf mindestens zwei Dutzend der großen bräunlichen Dinger in den Eimer.

Ich wusste nicht, ob ich Krebse mochte. Ich konnte mich nicht entsinnen, jemals einen gegessen zu haben, und so wie die Dinger aussahen, wurde mir bei der Aussicht darauf speiübel. Finn behielt zwei zurück, legte ein Brett auf den Eimer und hielt in Erwartung meiner Antwort kurz inne.

»Glaub schon«, sagte ich nervös, und er nickte beifällig. Und dann beobachtete ich gebannt, wie er Zwiebeln und Speck in einen Kochtopf warf.

Meine normale, behütete, kleinbürgerliche Erziehung hatte es mit sich gebracht, dass ich zwar Nahrung zu mir nahm, aber die Zubereitung war stets die alleinige Domäne von Erwachsenen gewesen. Ich konnte einen Kühlschrank oder eine Keksdose öffnen, mir eine Ecke von einem Stück Käse absäbeln oder eine Scheibe Brot abschneiden. Aber ich konnte keine Mahlzeit aus etwas

zaubern, das ich aus dem Meer gezogen hatte. Mir war nie in den Sinn gekommen, dass man überall Nahrung finden konnte, nicht nur in der Einkaufsstraße.

Er packte den ersten lebenden Krebs mit einer Hand und stieß ihm ein kleines scharfes Messer durch den Mund bis zwischen die Augen. Dann schob er es dem Krebs in die Unterseite, schnitt in der Mitte entlang, riss die Schale ab, pulte die matschige braune Lunge heraus und warf sie für die Möwen nach draußen. Er drehte die Zangen ab, zertrümmerte sie mit einem Hammer und warf die Einzelteile des gequälten Wesens in die dampfende Bratpfanne. Mir schien das Ganze grausam, und ich fand es abscheulich, fand ihn abscheulich, weil er zu so etwas fähig war. Aber es hielt mich nicht davon ab, ihn anzuhimmeln wie immer, wenn nicht sogar noch mehr, trotz seiner Grausamkeit, wie ich in meiner Naivität fand. Es war schließlich nur ein Krebs.

Und ich aß ihn, oder nicht? Und schmeckte er nicht köstlich?

»... oben auf den Klippen ist eine Stelle, wo ich mich immer versteckt habe. Eine Art Höhle. Sie ist in den Lehm eingekerbt. Um sie zu erreichen, muss man vom Strand hinaufklettern.«

»Dann los.« Bevor ich reagieren konnte, war er bereits auf den Füßen und ging. Ich saß aufrecht da. »*Wohin* eigentlich?« Die Worte klangen weinerlich. Wenn man nur zu zweit ist und man selbst immer der Letzte, der weiß, was gerade passiert, entwickelt man einen scharfen (und genauen) Sinn für drohendes Unheil. Aber Finn antwortete nicht, und so stolperte ich lädiert und schnaufend hinter ihm her.

Nach anderthalb qualvollen Kilometern fiel mir auf, dass die Dünen in Klippen übergegangen waren, die jetzt neun, zwölf, fünfzehn Meter steil in den Himmel ragten. Finn blieb stehen, trat einen Schritt zurück und hielt zum Schutz vor dem grellen Licht eine Hand vor die Augen, suchte die Klippenwand ab, drehte sich um und begann ohne Vorwarnung nach oben zu klettern.

Ich stand unten und starrte ihm hinterher. Er kletterte wie ein Affe, schnell und gelenkig, fand mit Händen und Füßen Halt, wo eigentlich nichts war. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, wohin er wollte; das gleißende Sonnenlicht löschte sämtliche Kontraste an der Klippenwand.

Aber ganz der pflichtbewusste Gefolgsmann, grub ich meine Zehen in den weichen Kalk, zog mich hoch und folgte meinem Vorbild. Langsam.

Ich brauchte jedes Quäntchen Kraft und Konzentration, um mich an der Klippenwand festzuhalten. Meine Arme zitterten vor Anstrengung und meine Zehen rutschten immer wieder von den winzigen bröckelnden Kanten.

Ich hasse dich, dachte ich, *ich hasse dich* und dein *blödes* Naturburschengehabe und deinen *blöden* Gewaltmarsch und deine *blöde* Entdeckungsreise.

Ich überlegte, ob Finns Persönlichkeit bei jedem die gleiche Wirkung erzielte oder ob nur ich so gestrickt war, dass ich einem egozentrischen einsiedlerischen Krebsmörder folgte.

Als ich wieder hochsah, war Finn verschwunden.

Ich rief nach ihm, erhielt aber keine Antwort. Von Wut und Angst getrieben kletterte ich weiter. Der Abstieg von hier war nicht leicht, zumal ich meine Füße nicht sehen konnte und mich aus Furcht vor Höhenangst nicht traute, zum Strand hinabzublicken. Ich tastete über mir weiter nach Halt und erwischte etwas, das sich wie eine stabile Lehmkante anfühlte. Als ich mich jedoch langsam hochziehen wollte, zerbröckelte sie, und ich hing mitten in der Luft wie eine Figur aus einer Zeichentrickserie.

Eine Hand schoss wie aus dem Nichts hervor und packte mein Handgelenk.

Ich erschrak so sehr, dass ich das letzte bisschen Kontakt mit der Klippe verlor, und einen Augenblick lang baumelte ich über dem steinigen Abgrund, suchte verzweifelt mit den Füßen Halt, steif vor Entsetzen und sogar zu verängstigt, um zu schreien. Und dann folgte der Hand über mir ein Kopf, ein Körper lehnte sich vor und eine zweite Hand packte mich am Hosenbund, und halb kletterte ich, halb wurde ich wild um mich tretend auf einen Felsvorsprung gezogen, der sich als eine Art Höhle entpuppte, die Stelle, von der Finn mir erzählt hatte.

Der Höhleneingang war schmal, doch sobald ich mich in eine etwas würdevollere Haltung bugsiert hatte (flach auf dem Bauch, Arme unter der Brust verschränkt, *Füße* tief in die Spalten der Klippe geschoben), merkte ich, dass ich mich einigermaßen bequem ausstrecken konnte. Das heißt vorläufig bequem. Die Aussicht, wieder nach unten klettern zu müssen, ließ mich vor Angst erzittern. Aber die Sonne schien erstaunlich warm auf die helle Klippenwand, wir waren windgeschützt, und Finn neben mir verströmte Wärme und natürliche Geborgenheit in dem beengten Raum. Langsam reckte ich mich über den furchteinflößenden Abgrund und schob mich vorwärts, bis meine linke Seite an seinem geschmeidigen Körper lag. In dem engen Raum passten wir zusammen wie Puzzlestücke.

Unter uns schwebten und flatterten Möwen, und ich schaute staunend auf ihre Rücken und vergaß meine Angst.

In diesem Augenblick war ich ein Gott, sah mit den Augen eines Gottes auf das Universum. Beschwingt rückte ich Stück für Stück nach vorn, bis Finn eine Hand ausstreckte und mich zurückzog. Ich zögerte, gehalten von der Kraft und Wärme seines Griffs, spürte den heißen, langsamen Puls seiner Finger. Ich hätte uns beide gern in den Himmel katapultiert, ihn mitgenommen zur Sonne, wo wir wie Götter umherfliegen würden, ohne je wieder zur Erde zurück zu müssen.

Er betrachtete mein Gesicht und schien amüsiert von dem, was er dort fand. Die Zeit blieb stehen, schwerelos.

Später dachte ich oft an diesen Augenblick zurück und stellte mir vor, was gewesen wäre, wenn sich die Geschichte ganz wenig in die eine oder andere Richtung gedreht hätte, fragte mich, ob alles Folgende eine völlig andere

Entwicklung genommen und den Lauf der Welt um uns minimal verändert hätte, wenn ich ein anderer gewesen wäre, oder er.

Stundenlang lagen wir Seite an Seite, atmeten leise zusammen und beobachteten die dünnen Rinnsale, die an der Klippe hinunter ins Meer flossen, spürten, wie die Welt sich langsam um uns drehte, während wir uns aneinanderschmiegen auf der Suche nach Wärme - und nach etwas Neuem, etwas, das ich nicht recht benennen konnte, etwas Wunderbarem, Beängstigendem und Unvergänglichem.

Für einen kurzen Moment wusste ich, was es hieß, unsterblich zu sein, den Gezeiten Einhalt zu gebieten und die Zeit stillstehen zu lassen.

Und nur dieses eine Mal geschah es nicht durch Finns Macht. Sondern durch meine.

Ja, da möchte man wieder 16 sein. Was für ein tolles Gefühl das Verliebt sein. Unsere Herzen klopfen mit Finn und Hilary.

Aber alles auf der Welt hat seinen Preis.

Es ist eben nicht nur ein romantischer Ort, die kleine Hütte am Meer, sondern eine elende von Armut gezeichnete und dazu noch lebensgefährliche Unterkunft. Was dem romantisch verliebten und die bürgerlichen Verhältnisse überdrüssigen Hilary als Lebensziel schlechthin erscheint, ist für ein glückliches Leben wenig tauglich.

Sturm, Überflutungen und Krankheiten reißen den romantischen Schwärmer schnell aus seinen Träumen.

Als er nicht mehr umhin kommt für den schwer erkrankten Finn den Rettungsdienst einzuschalten, stellt sich zu allem Unglück noch heraus, dass Finn eigentlich ein Mädchen ist. All die großartigen männlichen Eigenschaften die Hilary an Finn so geliebt hat: Naturverbundenheit, Stärke, Geschicklichkeit und Überlegenheit plötzlich mit einem Mädchen zu identifizieren, das ist zu viel für Hilary.

Scham und Enttäuschung sind ebenso übermächtig wie die Kräfte der Natur. Und natürlich bleibt tagelanges Schulschwänzen und das Abhauen aus dem Internat während einer Orkannacht nicht ungestraft. Muss Hilary sich etwa auch das Ertrinken seines Freundes Reese in den Sturmfluten verantworten?

Es sollte Jahre dauern, bis ich Finn wiedersah.

Dank den Informationen, die meine Zimmergenossen aus dem armen Reese herausgeprügelt hatten, wurde ich

noch am selben Tag in Polizeigewahrsam genommen. Es wurden unheimlich viele Fragen gestellt: an mich, meine Eltern und Lehrer, die Schule, die Polizei und die Behörden. Und vermutlich an Finn. Unsere harmlosen Zusammenkünfte damals in der Hütte gaben Anlass zu vielen wilden und haltlosen Spekulationen.

Es wurden Ermittlungen zum Tod von Reese aufgenommen, ebenso zu meiner Beziehung mit Finn. In den Zeitungen wurde ich unter anderem der fahrlässigen Tötung und des sexuellen Missbrauchs für schuldig befunden. Meine Altersgenossen verurteilten mich ebenfalls - wenn auch nicht als Mörder oder verkommenes Subjekt, sondern als Witzfigur.

Der gute alte Hilary. Schuldig im Sinne der Anklage.

Während der laufenden Ermittlungen - die insgesamt fast zwei Jahre dauerten - wurde ich der Obhut meiner Eltern übergeben und am Ende von allen Anklagepunkten entlastet. Ich war nicht verantwortlich für den Tod von Reese. Oder für irgendetwas anderes. Bis meine Schamgefühle verschwanden und ich wieder den Wunsch verspürte, Finn zu sehen, dauerte es viel länger. Was mich heute interessiert, ist dieses Schamgefühl, und ich staune immer wieder, wie stark es ist. Bestand meine Schuld nicht nur in Unwissenheit, oder ist die Ignoranz der Jugend schon beschämend genug?

Es kam nicht in Frage, dass ich zu Hause blieb. Ich erklärte meinen Eltern, dass ich mit der Schule abgeschlossen hätte, packte ein paar Sachen und das wenige Geld, das ich besaß, in einen Koffer und ging. Und ich weiß nicht, ob es Einbildung war, aber ich glaube, sie waren nicht ganz unglücklich, dass sie mich loswurden. Schließlich gibt es für die englische Mittelschicht nichts Schlimmeres als Skandal, Versagen und den gefürchteten Beigeschmack der Perversion.

Es gibt noch einiges, was ich nicht erwähnt habe. Dass Finn beispielsweise zwei Jahre jünger war, als ich geschätzt hatte, was den Skandal erst richtig befeuerte. Es gebe genug *Anomalien*, sagte der vom Gericht bestellte Sozialarbeiter, die Anlass zu ernsthafter Sorge gaben: ein sechzehnjähriger Junge und ein vierzehnjähriges Mädchen, die in den Schulferien praktisch zusammenwohnten, wobei sich das Mädchen wie ein Junge anzog und auch so verhielt und *weiß der Himmel was noch alles*.

Wer die Welt von Finn und Hilary genauer kennen lernen will, der begegnet beiden in der Geschichte "Damals das Meer" von Meg Rosoff.

Sie sehen so groß aus und sind doch Kinder. Das müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir ihnen gerecht werden wollen.

Auch wenn wir ganz heimlich gern so wären wie sie, so ist es doch unsere Aufgabe in allen und jeden Fällen erwachsen zu bleiben. Wir sind über 25 und damit in der Pflicht, die erwachsende Welt zu vertreten. Erwachsene bewachen nun einmal die Grenzen von Ordnung und Moral. Es ist ihre Aufgabe, die Gesellschaft zu repräsentieren, in die die nachfolgende Generation hereinwachsen wird. Deshalb sollten Erwachsene es lieben, authentische

langweilige, altmodische Spießer zu sein. Sie müssen in ihrer Welt bleiben und den Kindern die ihre lassen. Leider nehmen zu viele Erwachsene das Zitat von Dali zu ernst: Der größte Fehler, den die Jugend von heute hat, ist der, dass man nicht mehr zu ihr gehört. Salvador Dalí (1904-89)

Eine Elterngeneration, die nicht mehr nur will, dass ihre Sprösslinge wie sie werden, wie damals die Eltern von Hilary, sondern die auch jünger und flippiger sein will als ihre Kinder, macht es den Heranwachsenden doppelt schwer.

Respektieren heißt für Eltern und Pädagogen von Jugendlichen zu begrüßen, dass die Kids ihre eigenen Wege gehen, auch wenn diese in unserem Deutungsrahmen gefährlich oder schlecht sind. Ohne wirklich eingreifen zu können, müssen wir stets darauf vorbereitet sein, dass etwas schief geht. Für dieses Schiefgehen brauchen wir dann Methoden und Kompetenzen, um von unserer Seite der Grenze und mit unserem Erwachsenenhabitus helfend einzugreifen, wenn es nötig wird. „Jugend will, daß man ihr befiehlt, damit sie die Möglichkeit hat, nicht zu gehorchen.“ Jean-Paul Sartre (1905-80)

Diesen Gedanken einzubeziehen wäre respektvoll im Sinne der KLAX-Pädagogik. Lasst die Kinder also spielen und spielt mit Ihnen wenn sie klein sind, für die Größeren bildet das Spielfeld und die Linienrichter. Und glaubt nicht, dass ihr immer alles verstehen könnt.

In diesem Sinne eine spannende und verspielte Fachtagung.
Bleibt erwachsen

Danke

Antje Bostelmann
Juni 2009